

(Manuskript verboten.)

48]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Solzamer.

Aber gerade in dem Momente, wo die allgemeine Zustimmung freudig laut werden sollte, erhob sich wieder die Frau Bürgermeister Schön und erklärte:

„Wir Katholiken können uns nicht scheiden lassen. Uns ist die Ehe ein Sakrament, und was Gott bindet, darf der Mensch nicht lösen.“

Entgegen der sonstigen Gewohnheit, in Sachen der Tolernanz keine Gegenrede zu tun, erhoben sich nun doch Stimmen:

„Aber Frau Doktor Kaiser ist gar nicht katholisch.“

„Aber ihr Mann,“ erwiderte die Frau Bürgermeister.

„Ihr Mann ist gar nichts,“ sagte die Frau Pastorin. „Solche Leute sind immer gar nichts.“

„Die Bedingungen zur Entgleisung waren in dieser Ehe von vornherein gegeben,“ proklamierte Frau Direktor Gumpfel. „Mein Mann, der schon durch seinen Beruf als Schuldirektor eine feine Bitterung für die Beschaffenheit von Menschen hat, mochte den Doktor Kaiser nie leiden.“

Die Damen stimmten bei. Keine mochte ihn leiden. —

Das Gezischel des Städtchens war schon zu Frau Doktor Kaiser gedrungen. Sie wußte bereits alle Einzelheiten der Vorkommnisse zwischen ihrem Mann und Fräulein Gumpfel, sie war genau unterrichtet von den schmutzigen Dingen, die sich zwischen ihnen zutrugen. Die Frau Verwalter Scheuermann hatte ihr alles haarklein erzählt. Da ihre Wohnung gerade neben der Ausgangspforte des Sanatoriums war, so hatte sie ja auch das meiste selbst beobachtet. Also es war gar nicht mehr zu zweifeln, es stimmte, was man sich im Städtchen eifrigst zutuschelte. Die Frau Verwalter sagte sogar noch, Fräulein Gumpfel sei bereits in guter Hoffnung.

Währenddessen brütete Philipp über sich selbst nach. Er hatte keine Ahnung davon, was um ihn herum vorging, in welcher Weise seine Person im Misch der Leute mit Fräulein Gumpfel in Verbindung gebracht war. Er sann nur, in Klarheit über sich selbst zu kommen. Es war ein seltsames Begehren in ihm — aber er wehrte sich schon dagegen, ehe es recht zum Aufklang gekommen war. Und doch stand Melani im Mittelpunkt einer Welt für ihn, in die er einen Blick getan, und die er nicht mehr vergessen konnte. Sie lag fern seiner Welt — und es drängte ihn zu ihr hin. Es war wie ein Traum, und er konnte nicht recht daran glauben, daß es wirklich sein könnte. Es war wie etwas Schönes, das aus ihm selbst geboren worden war, das aber ohne eine Einwirkung von außen nie in ihm lebendig geworden wäre. Er meinte, es sei das Schönste und Beste in ihm, es sei die Ausweitung seines ganzen Menschen, es sei die Sammlung und Befreiung aller Kräfte, zu denen er fähig sei. Er fühlte nun Verkümmern in sich, Ungelöstheiten. Aber wie sich darüber klar werden? Wie ein Festes und Sicheres sich daraus entwickeln und auslösen? Er versuchte, sich alles ganz real und objektiv vor Augen zu stellen. Es gelang ihm nicht weiter als bis dahin: hier ist ein Mensch, der hat es verstanden, mir an Niegel zu rühren, an die sonst noch niemand gerührt hat. Es ist Verschlossenes, Unerfahrenes, Schlummerndes noch in mir — ist es genug geweckt, daß es leben kann? Wird es verkümmern und verdorren müssen? Und wie steht mein Leben dazu? Dieses von Pflichten und Nöhen engumgrenzte Dasein, das ich führe?

Aber dann fragte er sich: was will ich anders, als andere haben?

Und es sahen ihn zwei große Augen an, und seine Blide tasteten ein scharfes und feines Profil ab.

Dann zog es wie ein Schleier vor seinen Bliden, und alles sank ins Unsichere, Unklare, Ungefähre.

Er arbeitete mit gespanntem Eifer. Die halbe Nächte saß er über seinen Krankenberichten und Gutachten.

Aber es ließ ihn nicht los. Es mußte etwas geschehen. Stunden um Stunden vergrübelte er, was geschehen müsse.

Es war nie seine Art gewesen, mit seiner Frau viel zu sprechen. Sie hatte nicht genug gemeinsame Interessen. Es war alles gleichgültiger Art, was er mit ihr beredete. Und

meist betraf es Dinge des Haushalts, die Kleiderfrage, Ausflüge, Reisen und tägliche Geschehnisse, die aber keine tiefere Wurzelung hatten. Er war nur bedacht darauf, ihr das Leben so leicht und angenehm zu machen, als es ihm möglich war und wie sie es begehrte. Daß von einem großen und heißen Fühlen zwischen ihnen nicht die Rede sein konnte, das war ihm längst klar geworden. Aber sie war gut und sorglich, still und nicht aufregend, und auch in ihm lag das Gutsein als so ein bestimmender Charakterzug, daß selbst sein Temperament sich unterwerfen mußte und sein Wollen unterlag. Dadurch ergab er sich dem Willen der Frau mehr als er selbst mußte und war des öfteren schwach und unterwürfig, wo er sich selbst hätte bewahren und durchsetzen müssen.

Nun es so zwiespältig in ihm war und uneinheitlich und sein Denken und Fühlen sich vom Nächsten um ihn immer mehr entfernt hielt, bemühte er sich erst recht, alles bei sich zum Besten zu wenden und seine ganze Güte aufzubieten, um durch sie die Entfernung, die zwischen ihm und seiner Frau war, zu überbrücken. Es kam ihm vor, sie sei traurig, und öfter hörte er sie seufzen. Es schnitt ihm durch die Seele. Aber er wußte doch nicht, was der Grund sein könne, denn eine so feine Bitterung für die versteckten Zustände seiner Seele traute er ihr doch nicht zu.

Aber die Frau weinte viel still für sich und war schen und wortkarg.

Nun traf ein anonymes Brief an sie ein, der vorgab, vom Pflichtgefühl und christlicher Liebe diktiert zu sein und ihr alles offenbaren wollte, was ihr nicht mehr länger verschwiegen werden könne, sollte die öffentliche Sittlichkeit nicht aufs schlimmste gefährdet werden. Es wurden dann haarklein die skandalösen Vorgänge erzählt und ausgemalt, die sich im Städtchen die Spägen auf dem Dachern zupfiffen, und aus denen sie als anständige Frau unbedingt die Konsequenzen ziehen und sich von ihrem Manne trennen müsse, „der ihr reines Ehebett in so schmähhcher Weise öffentlich besudelt habe“.

Gerade hatte Frau Doktor Kaiser den Brief gelesen, da kam Frau Verwalter Steuermann herauf und berichtete, die Frau Stadtrechner Dürr sei bei ihr gewesen und habe ihr erzählt, wie die Sache mit ihrem Mann und dem Fräulein das Stadtgespräch sei, und wie sie selbst gesehen hätte, wie sie sich oben am Wald die Hände gedrückt und geküßt hätten.

„Die Frau Stadtrechner, Frau Doktor, wenn die etwas weiß, dann wissen es alle Leute,“ versicherte die Frau Verwalter. „Wer der in die Böhne gerät — ich danke. Sie sind recht zu bedauern, Frau Doktor. Und alle Leute bedauern Sie. Freilich, die Frau Stadtrechner sagte, es geschieht Ihnen recht, warum nehmen Sie so einen Mann! Sie hätten den Herrn Doktor wirklich nicht nehmen sollen, wenn es wahr ist, daß seine Mutter Ziegeln macht und sein Vater sich in den Rhein gestürzt hat und er ein uneheliches Kind ist.“

Die Frau Verwalter wollte mit dem letzten Satz anhören. Aber die Frau Doktor sagte jetzt kein Ja und kein Nein. Es war zu viel für den Augenblick. Da nahm die Frau Verwalter das Schweigen als Bestätigung und beeilte sich, wieder fort zu kommen, denn unten wartete noch die Frau Stadtrechner bei ihr, daß sie's gleich in die Stadt tragen könne, wie die Herkunft von dem sauberen Herrn Doktor Kaiser sei.

Als Philipp von seiner Krankenvisite zum Nachmittagskaffee kam, fand er seine Frau in Tränen aufgelöst. Er erkundigte sich, was ihr sei, so wie ein Arzt einen Kranken ausfragt, denn er glaubte, in ihrem körperlichen Befinden den Grund der Tränen suchen zu müssen.

Erst antwortete sie ihm gar nicht. Dann fiel sie mit einer Flut von Vorwürfen über ihn her und schonte ihn und Fräulein Gumpfel mit gewöhnlichen Ausdrücken und gemeinen Beschimpfungen nicht.

Er verstand zunächst nicht. Dann traf es ihn wie ein Schlag mitten ins Gesicht. Er wußte nicht, was er tun sollte. Wehren? Antworten? Psui!

Er trat ans Fenster und sah hinaus. Es war trübe und fröstelnd. Ein grauer Tag, der stumpf machte und die Welt verhängte. Es war alles so kahl und öde, und die Landschaft so ausichtslos und verlassen.

„Man muß ja nur wissen, wo Du her kommst!“

Da hob er sich in die Höhe und warf sich herum. Er maß seine Frau mit langem Blick von oben bis unten. „Meine Mutter, —“ höhnte er. Dann biß er sich auf die Lippen.

„Und Dein Vater!“ schrie ihm seine Frau entgegen. „Pfui!“ sagte er. „Und nun so. O, was für eine Gemeinheit! Was für ein gemeiner Mensch! Wegen meinem Gelde hast Du mich nur geheiratet, und nun kommt so ein Frauenzimmer, so eine —“

Sie konnte nicht vollenden. Er ging auf sie zu und nahm sie am Arm.

„Bitte, nicht weiter. Finde Dich. Beschimpfe mich, so viel Du willst, daß Du sie beschimpfst, verbiete ich Dir!“

Er sah sie fest und hart an. Er fühlte sich ganz stark in diesem Augenblick. Es war ihm etwas vor den Augen weggerissen, ein Vorhang, ein Dunkel. Das Unbewußte war klar geworden, er sah in eine Helle und Deutlichkeit hinein. Und er fühlte sich stark und stärker, und er fühlte sich ganz frei.

„Ich verbiete Dir, daß Du sie beschimpfst,“ wiederholte er, und er betonte jedes Wort scharf und schwer. „Ich verteidige mich nicht, die Gemeinheit ist zu groß, als daß ich mich verteidigen könnte. Aber sie verteidige ich, merke Dir das. Sie und meine Mutter!“

„Schurkel!“ zischte sie. Und sie weinte und schluchzte. Da kroch ihm das Mitleid zu Herzen. Da verstand er ihren Schmerz. Sie hatte sich auf das Sofa geworfen. Er ging hin und gab ihr gute Worte und sanfte Erklärungen. Er redete vom großen Sinn einer Sache, die die Menschen in den Schmutz ziehen. Es waren ihr fremde, widerwärtige Worte. Und sie hörte aus ihnen nur das eine heraus: Liebe. Sie hörte nur eine Schuld aus ihnen. Und sie empfand bitterer die Beleidigung, die ihr zugefügt worden. Sie antwortete nichts, sie ließ ihn reden. Sie weinte nur und ballte die Fäuste. Er suchte nach den schönsten und innigsten Worten, die er finden konnte.

„Es ist doch gekommen, wie so etwas kommt. Und es stand doch gar nicht zwischen uns. Nun sollst Du mir helfen, daß es nicht zwischen uns tritt, daß wir einander gut bleiben und einander verstehen. Es kommt doch zwischen zwei Menschen nur darauf an, daß sie sich verstehen. Darin erhöhen sie auch einander, darin besteht doch das eigentliche Zusammenleben und gewinnt Wert.“

Sie fuhr auf. „Das hat sie Dir wohl eingeredet?“ Er merkte, daß er hier an verschlossene Türen rührte. „Wirf nichts Häßliches zwischen uns, das immer zwischen uns läge und uns auf immer trennen würde,“ bat er.

Sie warf ihm einen höhnischen Blick zu. „Sie hat Dich schön reden gelehrt. Du liebst sie also?“

Nun war das Wort zum ersten Male ausgesprochen. Und nun war's, wie wenn ein Windzug durch ein Haus fährt — Türen reißt er sperrweit auf, Türen schlägt er laut und wuchtig zu. So ging ihm das Wort durch die Seele, das er bis jetzt nicht einmal zu denken gewagt hatte. Erst war's, als schlage es ihn mit aller Wucht nieder. Und wie ein Schwindel war's, wie wenn man plötzlich auf einem Felsenkrat steht und tief unter einem das Meer wogt und donnert. Er meinte, er müsse hinsinken, hinabstürzen. Aber er widerstand und raffte sich zusammen. Heiß pochte ihm das Blut hinter der Stirne. Er schluckte trocken. Er wollte ein Wort finden, das gut und weich und doch wahr wäre.

Sie bemerkte, daß sie ihn getroffen hatte und triumphierte innerlich. Nun wollte sie ihn ganz klein treten, ganz unterkriegen.

„Besteh's nur! Nicht wahr, das wagst Du jetzt nicht? Feigling!“

Das weckte ihn und rief ihn ganz zu sich selbst. Er sagte ruhig und deutlich:

„Ja, ich liebe sie!“
Nun war's ihm so wohl und allein, als stehe er auf einer Turmzinne, zu der der Lärm der Straße nicht mehr heraufdringt.

Sie schrie ihm ein gemeines Wort entgegen. „Ich verzeihe Dir das,“ sagte er. Er drehte sich um und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Die Spahen auf den Straßen pfeifen Deine Schande schon. Mit Fingern deuten die Leute auf Dich.“ Und sie warf ihm den Brief ins Gesicht.

Er las ihn ruhig und genau.

„Das hast Du geglaubt — und glaubst Du?“

Er sah sie mit freien, offenen Augen an.

„Das glaub ich, ja! Das ist nur, was die Leute wissen, aber was sie erst nicht wissen werden! Noch mehr glaub ich. Jede Gemeinheit trau ich Dir jetzt zu. Ich hätt's nie geglaubt, aber nun glaub ich's. Die Leute haben recht, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Und mit so einer . . .“

„Bittel!“ sagte er streng. „Es ist gut, daß Du das glaubst. Nun geht mir erst ein Licht auf. Nun weiß ich erst, wie weit es ist zwischen uns, was zwischen Dir und mir liegt.“

Sie fühlte das Gewicht seiner Worte. Ein bitterer Schmerz zitterte darin, und seine Stimme klang wund.

Sie vergrub sich in die Sofakissen und stöhnte. „Ich arme, unglückliche Frau.“

Er ging schweigend

(Fortsetzung folgt.)

Marie von Ebner-Eschenbach.

Zum 80. Geburtstag.

Am 13. September 1910 feiert Marie von Ebner-Eschenbach ihren 80. Geburtstag. Sie wurde im Jahre 1830 als Gräfin Dubsky auf dem Schlosse Bdislavie in Mähren geboren. 1848 heiratete sie den Lehrer an der Kriegsschule Klosterbruck, Hauptmann v. Ebner-Eschenbach, der es in der Folge bis zum Feldmarschalleutnant brachte. — Ihre ersten literarischen Versuche galten dem Drama. Dann schuf sie in ihren Komtessegeschichten interessante Bilder aus den Kreisen des österreichischen Hochadels. Mit sicherer Hand zeichnet sie da die Kontur des Ueberkommenen. Dahinter aber wächst es auf — menschlich — allzumenschlich, wie sie lachen und weinen, irren und sühnen.

Ihr Bestes gibt die Dichterin in den Erzählungen, die uns mitten ins Volk hineinführen, uns seine Seele erschließen. Treffsicher ist ihre Sprachweisheit. Warm und sympathisch sind ihre kleinen Erzählungen, und ihre volkstümlichen Gaben sollten in keiner Bibliothek fehlen. Ihres Tiefstes und Wärmstes, den Zentralpunkt ihres Wesens aber offenbart sie, wenn sie uns von Kindern erzählt und Kinderschicksale gestaltet, sie, die geborene Mutter, der das Glück, eigene Kinder zu besitzen, verjagt geblieben ist.

„Wie manches neue kleine Wesen kam,
Das einen Platz erstrebte zwischen uns
Und ihn erhielt und jedes obendrein
Bei seinem Eintritt auch mein ganzes Herz.
Das ganze Jedes — henkt die Mathematik!
Dann immer noch ein ganzes bleibt mir übrig,
Es zu verschänken, wenn es wieder gilt.
Nicht progen möcht' ich, aber solcher Reichtum
Ist unerhört in meinen hohen Jahren.
Ich dank' ihn euch, so seid mir denn bedankt,
Ihr Großen und ihr Kleinen, Fernen, Nahen.
Durch meiner Liebe, eurer Liebe Kraft
Begibt an mir ein schönes Wunder sich:
„Die Kinderlose hat die meisten Kinder!“

Nie ist Marie Ebner inniger, als wenn sie von Kindern, als wenn sie für Kinder redet. Der arme „Vorzugschüler“, dessen sich die Leser des „Vorwärts“ gewiß mit tiefer Ergriffenheit erinnern werden, das musikalbegabte, in Tönen lebende Kind, das von der unbarmherzigen Ehrsucht des Vaters durch die Schultage gepeinigt wird, bis es endlich in letzter Verzweiflung den Tod in der Donau sucht. Nie ist das Verbrechen, das so an der Lebensfreude und Zukunftshoffnung der hilflos in die Hand solcher „Schützer“ und „Vesler“ Gegebenen verübt wird, erschütternder und eindringlicher dargestellt worden, als in dieser schlichten Erzählung.

Dann das „Gemeindekind“. Der Sohn des Verbrechers und Trunkenbolde und einer braven Mutter. Ein wilder, ungezügelter Junge, voll von Kräften und Instinkten, die entweder zur höchsten Höhe führen oder in der bodenlosen Tiefe enden werden. Angstvoll wandeln wir mit ihm den gefährlichen Pfad und freuen uns, als er sich durchzieht. Durchgeht und ein waderer Mann wird, allen schlechten Einflüssen, allen Quälereien und Mißhandlungen, allem ihm so reichlich zugefügten Unrecht zum Trotz.

Man sagt: alles verstehen heiße alles verzeihen. Bei Marie Ebner-Eschenbach heißt es mehr — heißt es: alles lieben! Selbst über die Abgrundtiefe, die das Wesen der beiden Frauen, Mutter und Tochter, in „Das Schädliche“ offenbart, ergießt sich ein Abglanz der göttlichen Milde, die dereinst sprach: „Mein ist die Schuld!“

Und so überall, wo wir die gestaltende Kraft der Dichterin am Werke sehen. Ueberall ist es neben der Sicherheit und Klarheit der Linienführung, dem Reichtum der Erfindung die warme Liebe, die selbst die Schwächen vergoldet und mit jener seiner Ironie und

jenen gütigen Humor durchleuchtet, die uns die Schwächen unserer Lieben schier liebenswürdiger machen als ihre erhabensten Vorzüge.

Wie vergnüglich lacht der Schalk in ihr, wenn sie die kleinen Schwächen des Mittelmeisters Brand, der Unberstandenen auf dem Dorfe und manch anderer ihrer Gestalten im Sonnenlichte ihrer feinen Ironie aufblitzen läßt. Aber während wir noch schmunzeln, erkennen wir mit einmal den Ernst, der dahinter wohnt und der mit zwingender Folgerichtigkeit und seltener Verstandesklarheit aus Schwäche und Kraft die Seele mischt und ein Schicksal formt, das nicht von äußeren Zufälligkeiten stammt und kaum je merkbar von ihnen beeinflusst wird, sondern das in seiner hauptsächlichsten Wesenheit ganz und gar von innen her aus dem seelischen Zentrum gestaltet wird.

Man hat sich daran gewöhnt, die Fähigkeit des folgerichtigen Aufbaues wie der verstandesklaren Durchführung einer Sache als männliche Eigenschaft zu kennzeichnen. Hier aber sehen wir eine Frau, die diese Unterstellung ad absurdum führt. Marie v. Ebner-Eschenbach vereint mit der Fähigkeit fühlen, klaren und scharfen Denkens, mit der zwingenden Knappheit und Sicherheit des Ausdruckes eine reiche Phantasie, die Treue zu sich selbst und die wärmste mütterliche Liebe.

Sie ist eine große Dichterin, aber sie ist ein größerer Mensch. Einer jener, die man die „selbstverständlichen“ Menschen nennen könnte, weil sie ihre Straße ziehen, ohne nach rechts oder links zu sehen, ohne sich je für eines Atemhauches Länge darüber zu besinnen, ob dieser Weg auch der für sie richtige sei. Sie bedürfen dessen nicht, denn sie könnten nicht anders sein, als sie sind, nicht anders handeln, als sie tun. Die junge Bewegung, die die Befreiung und Gleichberechtigung der Frau auf ihre Fahne geschrieben hat, hat lange Zeit die Mütterlichkeit gering geachtet, die Weiblichkeit in den Mann getan und um Vorbeeren gerungen, die mit trauriger Selbstaufgabe bezahlt wurden. Das ging allmählich an anders zu werden. Die Frau begann, sich auf sich selbst zu besinnen und zu erkennen, daß Weiblichkeit nicht dasselbe ist wie Weiblichkeit. Sie war die Nachahmerin des Mannes. Jetzt will sie sie selbst werden, „Selberaner“ wie der alte Bischof sagt, ein Vollmensch, der in der Betonung und Herausarbeitung seiner Eigenart der Menschheitskultur einen Zusatzwert unvergleichlicher Art zu geben vermag. Marie von Ebner-Eschenbach, die die besten Eigenschaften von Mann und Weib in sich vereint, ist dafür ein treffliches Vorbild.

„Ein kleines Lied — wie geht's nur an,
Daß man so lieb es haben kann?
Was liegt darin? Erzähle!
Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohlklang und Gesang
Und eine ganze Seele.“

Wir haben die Menschen lieb, in denen eine ganze Seele wohnt. Und es ist verständlich, daß Maria von Ebner-Eschenbach an ihrem 80. Geburtstag sich auf allen Seiten von Liebe und Dankbarkeit umringt sieht.

Kleines feuilleton.

Hodergräber auf dem Großen Reihewerder im Tegeler See. Ein für die Mark Brandenburg sehr seltener und außerordentlich interessanter vorgeschichtlicher Fund ist jetzt im Märkischen Museum der Stadt Berlin aufgestellt: ein in Hoderstellung bestattetes Skelett, das im vergangenen Jahre von H. Wuffe auf dem Großen Reihewerder im Tegeler See ausgegraben wurde und nun von demselben Forscher in der „Prähistorischen Zeitschrift“ beschrieben wird. Der Große Reihewerder ist eine durch die fortschreitende Verlandung des Tegeler Sees gebildete Halbinsel, die sich zurzeit im Besitze des Kommerzienrats von Vorsig befindet, der auf diesem Terrain ausgedehnte Planierungsarbeiten ausführen ließ. Dabei kamen in einer auffallend dunklen Kulturschicht viele vorgeschichtliche Reste zum Vorschein: behauene Steine, Steinpadungen, Scherben, Knochen u. dgl. Die genauere Untersuchung ließ eine Anzahl mehr oder weniger tiefer Gruben erkennen, die größtenteils offenbar der Bestattung dienten; nur ein kleiner Teil davon mag, dem aufgefundenen Inventar nach zu schließen, als Wohngrube benutzt worden sein. In zwei Gruben fanden sich in der unteren Schichten, speditig anführenden Erdschicht menschliche Skelette, von denen aber nur eins geborgen werden konnte. Die Leiche (nach der Ansicht Hans v. Virchows handelt es sich um eine Person weiblichen Geschlechts) lag auf dem Rücken in ausgeprägter Hoderstellung, der Kopf war abgebrochen. Der Befund ließ auf eine außerordentlich starke Zusammenschnürung der Leiche schließen: die Beine waren so hoch hinaufgezogen, daß die Knie die Schultern berührten, und die Unterschenkel sodann gekreuzt. — Während in südlicheren Gegenden Hodergräber ziemlich häufig vorkommen, sind solche in der Mark bisher nur ganz vereinzelt aufgedeckt worden. Hoderbestattung kennt man in Europa von der älteren Stein- bis in die Eisengeit hinein; bei unskultivierten Völkern, z. B. bei verschiedenen Indianerstämmen in Zentralbrasilien, ist sie heute noch die Regel; auf der Insel Chypern werden Bischöfe und obrigkeitliche Personen in unseren Tagen noch so beigelegt. Die Hoderbestattung wurde in der Weise ausgeführt, daß Arme und Beine des Leichnams, bevor

die Leichenstarre eintrat, an den Körper herangegepreßt und hierauf mit Riemen fest zusammengeknüpft wurden. Die Leiche ward dann meist noch in Felle gewickelt und in einer Grube bestattet, in die auch die Grabbeigaben — in den Tegeler Gräbern meist Tiere — hinabgeworfen wurden; durch die Verwesung der organischen Substanz entstand dann die schwarze, speckige Erde. Während man früher als Ursache der Hoderbestattung Naumersparnis und anderes annahm, haben neuere Forschungen ergeben, daß wir es hier mit den Aeußerungen einer primitiven Religion zu tun haben, die die Furcht vor den Totenseelen zum Mittelpunkt hatte: durch die Fesselung des Leichnams wollte man sich vor der unerwünschten Wiederkehr des Verstorbenen sichern!

Aus welcher Zeit die Tegeler Hodergräber stammen, das ist nicht leicht zu bestimmen, da metallene Grabbeigaben fehlen. Jedoch geben die Scherbenreste einige Anhaltspunkte und beweisen, daß die Hodergräber älter sind als ein in der Nähe aufgefundenes Flachgräberfeld, auf dem die Aschenreste der verstorbenen Leichen in Urnen beigelegt wurden. Da zudem im nördlichen Deutschland mit Sicherheit von der Mitte der Bronzezeit ab die Leichen verbrannt wurden, dürften die Tegeler Hodergräber der älteren Bronzeperiode angehören und aus der Zeit zwischen dem 16. und 14. vorchristlichen Jahrhundert stammen. Damals wohnten in der nördlichen Mark Brandenburg germanische Völker, während südlich der Spree sich Stämme wahrscheinlich thrakischer Abkunft angesiedelt hatten.

Der Fesselballon als Schwefebahn. In den letzten Tagen des August wurde in der aufblühenden italienischen Stadt Biareggio ein eigenartiges Verkehrsmittel der Deffentlichkeit übergeben: ein an einem Seil laufender Fesselballon, der die Küste von Biareggio mit den Gipfeln der Apuaner Alpen verbindet. Die Ballonhalle befindet sich außerhalb der Stadt. Bei ihr beginnt ein 800 Meter langes und 27 Millimeter dickes Drahtseil, das mit einer Steigung von 40 Prozent direkt zum Gipfel eines der Berge läuft. Die Fahrt des Ballons von der Station aus auf den Berggipfel geht ziemlich einfach vor sich. Der Ballon ist durch Rollen mit dem Seil verbunden, und zwar so, daß unter diesem die Gondel hängt, die außer dem Steuermann sechs bis sieben Personen aufnehmen kann. Aufstieg wie Rückfahrt werden durch sechs automatische Bremsen reguliert, außerdem ermöglichen noch zwei Handbremsen, jederzeit die Fahrt zu stoppen. Ein Motor von 12 Pferdekraften, der ins Schiff eingebaut ist, gibt den Antrieb bei der jeweiligen Abfahrt. Der Flug des Ballons, der an dem Seil mit einer Geschwindigkeit von 30 Kilometern aufsteigt, nimmt sich sehr malerisch aus; er schwebt mit gleichbleibender Sicherheit über Gipfeln wie Abgründen. Ausgedacht wurde dieses eigenartige Verkehrsmittel vom Kapitän Frassimelli und dem Ingenieur Porri-Robi zu Mailand.

Theater.

Lessing-Theater. Einsame Menschen, Drama in fünf Akten von Gerhart Hauptmann. Zwei Jahrzehnte sind nach dem Erscheinen dieses eigenartig stimmungsvollen Werkes, das in seiner vertieften, langsam vorrückenden Ausmalung seelischer Zustände sich freilich mehr an den ruhig nachsinnenden Leser als an ein vielhundertköpfiges Theaterpublikum wendet, ins Land gegangen. Dem lähnen Erkläner „Vor Sonnenaufgang“ mit dem Hintergrunde kaffender sozialer Gegensätze und dem sozialistischen Agitator Loth als Helden folgten unmittelbar die beiden stillen Familiendramen „Friedensfest“ und „Einsame Menschen“: tiefbohrende psychologische Bergliederungen menschlicher Unfreiheit, glänzende Dokumente naturalistischer Kunst, doch gänzlich losgelöst von der Beziehung auf den großen Kampf der Zeit. Die Tragik seelisch kranker Neurastheniker, die in dem lähmenden Bewußtsein ihrer Willensohnmacht dem Untergang entgegenreiben, gibt hier den Ton an. Im „Friedensfest“ entrollt der Dichter das Bild einer Familie, deren Glieder im Keime erblich belastet, verpflückt durch eine sinnlose Erziehung, ihre feindselige Vereiztheit nach jahrelanger Trennung selbst unter den Lichtern des Christbaumes nicht zu beistern vermögen. Die Fäden, die zwei gütige klare Menschen freundlich hoffend hin und wieder spannen, zerreißen wieder und greller als je lodert von neuem die eben erst gedämpfte Flamme der Zwietracht auf. Eine dumpf untätige Verzweiflung, die fatalistische Empfindung des nicht Dawiderlönnens drückt die Seele nieder.

So hat Johannes Voderat in den „Einsamen Menschen“, ein Sohn gesunder, zärtlich besorgter Eltern, der als Privatgelehrter, jeder Sorge enthoben, an der Seite einer rührend liebenswerten Frau seinen großen wissenschaftlichen Plänen leben darf, eine pathologische Neizbarkeit, eine Wunde, die sich, nicht wie bei den Söhnen des Doktor Scholz im „Friedensfest“, an den Gärten und der Unbill anderer, sondern, da dem Geborgenen jeder äußere Anlaß fehlt, durch bloße Einbildung immer von neuem entzündet. Er fühlt wohl die Gefahren, die ihm daher drohen, seine ursprünglich zarte und feine Natur leidet in Augenblicken der Besinnung unter den Schmerzen, die sein sprunghaft auffahrendes Wesen, seine ungerechten Klagen und Anklagen der endlos geduldbigen Frau kläte bereiten, mit. Aber er wird der Zwangsgewalt nicht Herr, hält sich die Krankheit weiter und deutet sie als das Martyrium eines Übertragenden, von stumpfem Unverstand umgebenen Intellekts. In der Wissenschaft und seiner Weltanschauung von stärkstem Wahrheitsdrang erfüllt, wird er in den persönlichen Verhältnissen ein haltloser Sophist, der vor dem Offenfundigsten das Auge schließt. So ist Johannes ein merkwürdiger

würdiges, indessen durch des Dichters Kraft doch völlig über- zeugendes Gemisch großartig ideellen Strebens und kindisch eigen- williger Unvernunft; eine Art, in der viel Typisches enthalten sein mag. Der Besuch der russischen Studentin, in der er endlich einen wahlverwandten, sein eigenes Schaffen beseuernden Geist gefunden zu haben glaubt, gibt ihm den letzten Stoß. Seine flackernde Leidenschaft empfindet jede wohlgemeinte Warnung als gehässig rohen Eingriff in die Rechte seiner Individualität. Er sieht nicht, wie sein Weib sich in heimlichem Gram verzehrt, er träumt von einer geistigen Doppelhe. Und als das junge Mädchen, klar sehend als er, ihn aus der Illusion reißt, als sie verzichtend von ihm Abschied nimmt, ist er völlig entwurzelt. Alle Lebens- möglichkeiten scheinen ihm zertrümmert. Er flüchtet in den Tod.

Bei der Aufführung haben die beiden ersten Akte mit ihrer aus- gezeichneten Exposition der Charaktere die stärkste Wirkung. Die weiteren, sehr detaillierten Schilderungen des qualenden Konflikts finden indes beim Hörer nicht mehr die gleiche an- gespannte Empfänglichkeit. Kurt Stieler's jugendlich hagerer Johannes brachte das unsterbliche Pathologische, das schmerzhaft Sensitive zu sehr lebendiger Anschauung; der Denker, der nach Hauptmanns Intentionen auch in Johannes stecken soll, kam weniger zu seinem Recht. Wundervoll war Elise Lehmanns herz- gewinnende und resolute Mutter Voderat, von Oscar Sauer in der Rolle des frommen Vaters feinsinnig assistiert. Lina Loffen, das neue Mitglied des Ensembles, gestaltete die von dem Dichter im Halbunsel gelassene russische Studentin mit überausendem Ge- lingen, und Hilde Hertich's Frau Käthe strahlte den Zauber, der diese Hauptmannsche Gestalt umschwebt, in ungebrochenem Glanze wieder. Eine bei aller Knappheit trefflich durchgeführte Skizze gab Marr als skeptisch träger Maler Braun.

Kleines Theater: „Die unbedeutende Frau“. Einakter von Max Burdhard. „Comtesse Elo“. Einakter von Max Burdhard. „Erster Klasse“. Schwank in einem Akt von Ludwig Thoma. Mit Thomas, des Simplizissimus- dichters, vorzüglich inszenierter Eisenbahnscene erhielt der Abend einen sehr vergnüglichen Abschluß. Man sieht in ein Kupee erster Klasse eines bayerischen sog. Schnellzuges, der seine Fahrt — durch die hinter dem Wagenfenster vorüberziehenden Telegraphenstangen geschieht dem Auge vorgegaukelt — gemüthvoll phlegmatisch bei jeder kleinen Galtstelle unterbricht, was dann regelmäßig zu entrüsteten Demonstrationen des schneidigen preussischen Kommiss-Voyageurs der ersten Klasse und zu bedächtigen Belehrungen des bairischen Schaffners führte. Dieser quacksilberne Herr Stübe aus Neu- Ruppin mit seinem uferlosen Redefluß, der naiven Zudringlichkeit und dem unerklärlichen Selbstbewußtsein, der als Missionar für ein funkelndes neues Kunstbühnenmittel sich zugleich als Repräsen- tanten der vorgeschrittenen Geittung und Kultur des zwanzigsten Jahrhunderts fühlt und gar nicht merkt, wie er mit dem Geschwätz seinen Nachbarn, dem schnäbelnden Hochzeitspärchen und dem ge- strengen Ministerialrat, auf die Nerven fällt, wirkte in der spran- gen Verkörperung durch Max Adalbert überwältigend komisch. Dabei war alle Liebertreibung vermieden, das Antipathische durch eine lebenswürdig adrette Nettigkeit gemildert. Auch die bayerischen Kontrasttypen, der aus dem Simplizissimus bekannte agrarische Landtagsabgeordnete Joseph Filzer und sein Freund Grotmaier, die zuletzt einsteigenden Passagiere, welche mit ihren Kuh- und Ochsengepäcken, ihrem breiten Gelächter die Vormacht preussischen Mundwerks siegreich durchbrechen, gewannen im Spiel der Herren Klein-Hoden und Rottmann farbige Lebendigkeit. Die Ungeniertheit dieser Wiederleute treibt zu einer Rebellion in dem Kupee, die, nachdem Filzer vom Schaffner als Abgeordneter relog- nosziert ist, in einen Wettkampf von Ergebenheitsbezeugungen um- schlägt, wobei der rasch verzöhrnte Volksvertreter dem dienenden Ministerialrat einiges von seinen politischen Ueberzeugungen zum Besten gibt: Vor allem sei darauf zu sehen, daß die Beamten keine neuen Zulagen erhalten. Der verdunte Preuße kommt nur noch hier und da zum Wort. Ohne besondere Zuspitzung unterhielten die anspruchlosen Genrebildchen doch bis ans Reizziel.

Von den beiden Burdhard'schen Einaktern, die man hingenommen hatte, läßt sich nicht viel Erfreuliches berichten. In der „unbedeutenden Frau“ weite der Dialog zweier Jugendfreunde, die beim Wiedersehen als Hochgelahrte, doch innerlich borniert arm- selige Herren ihre Erfahrungen über die Ehe austauschen, am An- fang wohl Erwartungen, zumal da Klein-Hoden und Max Marg die beiden Wichtigster in Haltung und Tonfall ausgezeich- net porträtierten. Aber die sich an dieses Vorspiel anschließende Chezene bleibt recht schematisch. Der würdige Philologieprofessor reizt seine „unbedeutende Gemahlin“, der gegenüber er mit unau- stehlicher Herablassung den großen Mann markiert, am Ende ver- art, daß sie ihm ihre wahr Meinung ins Gesicht schreibt. Er habe die leitenden Gedanken seiner Arbeit einem anderen, ihrem ver- storbenen Freunde, abgestohlen und dieser Tote, den er als Schwach- kopf lästere, sei ihr Geliebter gewesen. — „Comtesse Elo“, das zweite Stückchen, ist eine frohliche outrierte Anekdote. Eine ihr Leben lang verzärtelte, afnungs- und hilflose Gräfin, die immer andere für sich denken ließ — Fika Grünning war exzellent in dieser Rolle — erfährt vom Arzt, daß ihre junge Tochter einen Geburt entgegenfieht. Sie schickt die Gouvernante, das Mäd- chen nach dem Näheren auszufragen! Und der Herr Graf gar sagt die Sache von der heiteren Seite auf; er fühlt sich sozusagen noch

geschmeichelt durch dieses Anzeichen von „Temperament“. Die Schlupfpointe liegt darin, daß die Friivolität des Töchterchens die ihres Vaters, der wenigstens nur einen Liebhaber vermutete, noch übertrumpft.

Modernes Theater (Königgräber Straße): Der Wert des Lebens von W. J. Kemrowitsch-Dantschenko. Eine dramatische Handlung hat dieses Schauspiel nicht; in einzelnen Dialogzügen fladert so etwas auf. Höher steht ein gewisser literarischer Wert, obwohl die Diskussion über die psychologischen und moralischen Ursachen des Selbstmordes wie über den Wert des Lebens nirgends den Standpunkt einer doktrinär verfochtenen These verläßt. Ein junger Techniker hat sich erschossen, nachdem er mit der Frau des Fabrikbesizers ein aussichtsloses Liebesverhältnis gehabt. Die Frau ist zwanzig Jahre jünger als ihr Mann. Sie gab sich dem Techniker hin, ohne ihn zu lieben — nur um die Langeweile zu er- töten. Nachträglich kommt's zwischen den beiden Ehegatten zu einer hart an Tragik streifenden Auseinandersetzung. Die Frau gesteht ihr ehebrecherisches Verhältnis zu dem Toten. Seine pessimistische Anschauung vom Unwert des Lebens hat vermögen auf sie ein- gewirkt, daß sie dem erdrückenden Schuldbewußtsein gleichfalls durch Selbstmord zu entgehen beabsichtigt. Der Mann hält sie davon zurück. Er gebe sie frei und wolle auch ferner für ihren Unterhalt sorgen; nur diese Schande möge sie ihm vor seinen erwachsenen Kindern aus erler Ehe ersparen. Es gelingt ihm, die Frau sich zu retten, und nunmehr setzt für beide der Ab- schnitt eines neuen, von jeglichem Egoismus befreiten Lebens ein, voll Liebe und herzlicher Hingabe. Daß ein Russe dieses Schau- spiel geschrieben hat, erkennt man ohne weiteres an den Personen. Gräßlicher Zweifel wechselt mit gemüthlicher Lebensbejahung; Melancholie mit jauchzender Lust; Brutalität mit zarterster Rücksicht- nahme. Das Wesen dieser Menschen äußert sich abrupt — echt russisch. Und dennoch steht Jbsen hinter dem Schauspiel. Mora-Motive klingen an. Daß von der gegenwärtigen Gesellschaft, insoweit die „Intellektuellen“ in Frage kommen, Rußland nicht befreit werden wird, ist auch an diesen Vertretern erkennbar; aber das ist seit Gorki und Tichoffow eine alte Wahrheit. Der Um- stand, daß dieses Schauspiel zu den erfolgreichsten im Jarenreiche zählen soll, veranlaßt Frau v. Flaßs, es uns durch Uebersetzung zu vermitteln. Daß ihm hier ein langes Leben beschieden sein wird, bezweifeln wir trotz der ihm zu teil gewordenen glänzenden In- szenierung und einer im ganzen vorzüglichen Darstellung. Die feinste schaupielerische Leistung gab Hermann Pfanz, wie man auch über den Rechtsanwaltschaft, das Produkt des Dichters, im Zweifel sein mag. Oder vielleicht ist die Figur doch unverfälscht russisch? o. k.

Musik.

Mit eiserner Konsequenz schreitet unsere Königliche Oper auf dem Wege der Fortschrittslosigkeit weiter. Kings die Versuche, in der Operwelt vorwärts zu kommen, hier a b und z zu einer Neu- einstudierung, bestehend in einigen Neubesetzungen. Eine Stückprobe führte uns am Freitag zu einer solchen Erneuerung von Mozart's „Don Juan“. Man spielt jetzt, beim Umbau des alten Hauses, draußen im Neuen Königl. Operntheater! Der „Kroll“ ist ein alter Kästen, der die Kunst umbringen kann. Man kritisiert da lieber überhaupt nicht.

Das Hin und Her der Engagements, der laulose Abgang alt- verdienter Größen u. dgl. mehr läßt in der Königlichen auch nicht die gut-persönliche Stimmung aufkommen, die anderen Opern- theatern eine Wärme gibt. Von den Meistern einer noch nicht fernem Vergangenheit hatte Herr Lieb an seine Leporello-Rolle be- halten. Ein Basso-Tenor als Waf — Lieb an kommt auch darüber mit einer Künstlerhaft hinaus, die zeitweilig vergessen macht, daß da doch ein Stück des Wertes fehlt. Durch Herrn Eggnieff, der die Titelfrolle sang, und durch Fr. Aridit de Padilla, die Operroubrette, hatte sich die Königliche aus dem Bestande der „Komischen“ heraus ergänzt.

Seit einiger Zeit wird die gebräuchliche Uebersetzung des ursprünglich italienischen „Don Giovanni“ hier und sonst an manchen Theatern durch die Uebersetzung von Fr. Grandaur und S. Levi ersetzt, die sich enger an den Originaltext hält. Daß uns dabei eine von Kindheit an vertraute Uebersetzung weg- genommen wird mit der Folge der störendsten Schwierigkeiten für das Studium, schmerzt zwar, könnte aber verschmerzt werden, wenn Besseres käme. Doch man stelle einmal den alten und den neuen Text neben einander! Ein Beispiel:

Alt:	Neu:
Liebe Schwestern, zur Liebe geboren, Nüß der Jugend schön blühende Zeit; Hängt ihr's Köpfcgen, in Sehnsucht verloren, Amor ist euch zu helfen bereit.	D ihr Mädchen, zur Liebe geboren — Auf, benüzet die blühende Zeit! Wenn ihr schmachtet, in Sehnen verloren, Seht die Hilfe, sie ist schon bereit!

Genug! und weg! —
Wird die Königliche die brandenburgische Provinzbühne bleiben, die sie ist? Denkt sie nicht daran, daß es z. B. einen Deutschen H. Pfyner und einen Franzosen G. Grand gibt, die wir auch mal kennen lernen möchten? Vielleicht nimmt sich Alfieri's Volks- oper der beiden an!
H. Schm.